

Sinai

Die Sonne drückt auf meinen Kopf, als trüge ich eine Last auf ihm. Doch diese würde mir wiederum Schatten verschaffen. Hier gibt es kein Ausweichen und keinen Schatten. Den, den es gab trennt eine mächtige Tür von mir durch die ich eben nach draußen kam und in der sich hinter mir ein Schlüssel mehrfach herum drehte. Morgen früh neun Uhr wird er sich in die Gegenrichtung drehen. Ich lege mir das Baumwolltuch auf den Kopf und schlage die Enden lose nach hinten. Kein Lüftchen bläst mir das Gebinde vom Kopf. Touristenbusse, die eben noch mit für ihre Klimaanlage laufenden Motoren die Wüste zerknatterten fahren ab. Nach drei Minuten bin ich allein mit einem Duzend Beduinenkindern, die barfuss durch die glühende Geröllwüste springen, mir noch einmal ihre sandigen Bücklein anbieten, mit noch nie gewaschenen Fingern in meinen Haaren vergeblich nach Gummis und Spangen suchen und dann verschwunden sind. Ich weiß nicht wohin sie gingen und wohin ich soll.

Ich will auf den Berg wie alle, die hierher ans Rote Meer kommen. Aber nicht nachts um zwei, wenn die Reisebüros die Fahrt starten während ich noch Schlaf suche bei 30 Grad Celsius nach Mitternacht. Ich möchte nicht durch eine unsichtbare Wüste ohne Pflanzen, Felsen und Farben fahren, um durchs dunkle Geröll bergauf zu tappen. Dann stünde ich bei einem sicher beeindruckenden Sonnenaufgang erschöpft auf einem Berg, von dem ich mindestens beim Aufstieg nichts gesehen hätte. Ich wollte den Berg allein erfahren, erlaufen. Der Weg könnte das Ziel sein – nicht der Sonnenaufgang. Selbsterfahrung Berg. Kann ich allein sein? Werde ich Angst haben? Bin ich wüstentauglich? Reicht mein Orientierungssinn im fremden Land? Allein möchte ich gehen statt mit anderen Menschen, die anderes suchen und sicher anderes empfehlen würden. Ich will nicht die angeblich schönste Fassung der Wüste, ich will meinen eigenen Weg. Auch wenn er vielleicht härter ist als der nächtliche Aufstieg.

Gedacht hatte ich: Sieben Uhr ab Quartier, neun Uhr an Kloster, für die drei Stunden Aufstieg laut Reiseführer rechnete ich viereinhalb, mit Aussichtspausen wäre ich gegen zwei oben, gegen vier wieder unten und besichtige bis sieben das Kloster. Für diese Zeit würde ich den Taxifahrer für die Rückfahrt bestellen.

Um sechs Uhr morgens hupt der Fahrer vor meinem Quartier und drängt mich zu kommen, denn es würde ein heißer Tag werden. Mir kommen alle Augusttage hier gleich heiß vor. Nur das Meer spendet eine kleine Brise, die mich ab und zu vergessen lässt, was das Thermometer wirklich zeigt. Der Fahrer ist sehr angenehm: Er spricht ein für mich gut verstehbares Englisch und ist für einen lächerlichen Betrag nicht nur

mein Fahrer, sondern ganztags mein Reiseführer zu den Wundern der Wüste. Dennoch ändern sich mit ihm die Pläne. Ist der vorzeitige Aufbruch ein Zeichen der Wissenden?

Mein Vermieter Abdulla gibt mir seinen Reisesegen und eine eisgekühlte Wasserflasche. Zwar habe ich schon dreimal anderthalb Liter, aber auch sechs Liter sind gut. Um acht halten wir zwischen bunten Felsen. Vor uns liegt ein riesiges Wadi, hinter dem sich beachtliche Berge erheben. Kamelherden ziehen Staubfahnen hinter sich her. Ich möchte nicht aussteigen, aber er meint, dies sei der schönste Fotoplatz. Brav lege ich meine Selbstbestimmung auf den Rücksitz und fotografiere. Zwei kleine Mädchen schwatzen mir Haargummi und -spangen ab. Der Wind strähnt mir nun unangenehm meine offenen, im Genick klebenden Haare.

Mitten in der Wüste zeigt er mir Kräuter gegen Magen-, Zahn- und Kopfschmerzen und welche zum Salbebereiten gegen Sonnenbrand. Er notiert mir die arabischen Namen auf ein knittriges Stück Papier, so kann ich auf dem Markt kaufen, was ich brauche. In anderen als arabischen Ländern hätte ich es abgelehnt, mit dem fremden Mann in die Wüste zu gehen. Hier ist das kein Problem, nicht nur, weil wir beide tief verummumt sind. Er führt mich ans Ende eines winzigen Wadis mit einem früheren Garten. Fünf traurige Palmen im Gegenlicht. Ein Brunnen mit Eimer. Er zieht einen Schluck brackiges Wasser herauf und gießt ein Beet. Der nächste Stopp ist an zwei Sanddünen im Schatten, mitten in dieser Steinwüste. Diesmal drängt er mich nicht zum Foto, ich versuche es mit Blitzlicht. Er winkt ab. Versteht er etwas vom Fotografieren? Ich vergesse diese Frage über den Felsformationen und Beduinenfriedhöfen. Jedes Grab ist mit Glimmersteinen bedeckt und ich verstehe auf einmal die jüdische Tradition, Steine auf die Gräber zu legen. In der Wüste sind Blumen rar.

Halb zehn Uhr sind wir am Kloster. Es ist heiß. Ich will zuerst auf den Berg, um nicht in der Mittagshitze aufzusteigen. Er schüttelt den Kopf: Nachmittags lassen die Mönche keinen hinein, neun bis zwölf Uhr ist geöffnet. Ich verabschiede ihn bis sechs Uhr abends, wie vereinbart. Später will er nicht durch die ungebahnte Wüste fahren. Bei Sonnenuntergang müssen wir im großen Wadi sein, wo die Asphaltstraße beginnt. Dann ist er fort. Ich weiß keinen Namen und keine Autonummer. Vorerst fällt mir das nicht auf, denn ich stehe zwischen deutschen Touristen im Kloster und sehe Schriften, Bücher und Brunnen. Die englischen Besucher sind von besserer Allgemeinbildung. Meine Landsleute verschließen mir mit ihren Äußerungen den Mund.

Zwölf Uhr fünf stehe ich allein in der Wüste. Keine Touristen, keine Busse, keine Beduinenkinder mehr. Das Taxi irgendwo. Es soll ein Dorf geben einige Kilometer vom Kloster entfernt. Es ist zu heiß, um herum zu irren. Die Klostermauer wirft keinen Zentimeter Schatten, denn es ist Mittag. Auch hinter der Mauerecke ist kein Schatten. Die Sonnenwucht lehrt mich, was *senkrecht* heißt. Ich trinke.

Ich gehe los, obwohl ich die Idee, den Berg der sich braun-rissig hoch über mir erhebt zu erreichen, wohl leider aufgeben muss. Kein Stückchen meiner Haut ist sichtbar. Die weiße, langärmelige Baumwolljacke ist durchgeschwitzt, obwohl sie Abstand hat zur Haut. Da ich hier nicht sechs Stunden stehen bleiben kann – die Steine sind zu heiß zum Sitzen – schlepe ich mich los. Rhythmus hilft zur Selbstdisziplin: Immer fünf Schritte erlauben das Trinken eines Schluckes lauwarmen Wassers. Fünf Schritte – ein Schluck. Der Anstieg ergibt keinen Unterschied im Schwitzen, weil es davon offenbar keine Steigerung gibt. Das ist eine Entdeckung, die mir Mitteleuropa versagt hat. Als die erste Flasche leer ist, steht da ein Papierkorb. Ich wundere mich. Ich habe schätzungsweise 500 Meter und 30 Höhenmeter zurück gelegt und habe einen ersten kleinen Blick ins Tal. Ich sehe das Kloster jetzt ganz. Ich lehne mich an die Seite eines Felsens, die mir weniger glühend vorkommt. Dann gehe ich weiter. Was sollte ich sonst hier tun? Ich nehme mir den Hang vor, auf dem sich zwei Wege kreuzen. Auch das kann ein Ziel sein. Da niemand meine Pläne kennt, werde ich niemandem meine Niederlage eingestehen müssen. An Hitze gewöhnt man sich. Sieben Schritte – ein Schluck. Ich bin ein wenig stolz. Diese Wüste scheint mir heißer als alles, was ich kenne. Wobei ich es immer, wenn ich aus der Kühle in diese Länder komme für heißer halte, als alle vorigen Male. Sicher ist das ein Selbstbetrug. Oder mein Körper hat einfach kein Maß und keinen Datenspeicher für Temperaturen zwischen 35 und 60 Grad. Natürlich auch keinen für Temperaturen unter zehn Grad minus. Diffuses „sehr heiß“ und vages „extrem kalt“ merken sich schlecht.

Plötzlich stehe ich an der Wegkreuzung, die ich mir als neues Ziel vorgenommen hatte und der Fels vor mir wirft fünf Zentimeter Schatten. Ich halte das glühende Gesicht in dieses Schättchen, jubele und gönne mir zwei Schlucke. Da sehe ich den Wegweiser in arabisch und englisch: Berg zwei Stunden, *Elias' Bathroom* weniger als eine. Vielleicht schaffe ich das? Jetzt, wo ich begreife, dass es nicht den ganzen Nachmittag schattenfrei bleiben wird, erwachen meine Lebensgeister. Fünfzehn Schritte – ein Schluck. Natürlich wird die Umhängetasche so nur langsamer leichter. Aber sie enthält sowieso nichts außer Fahrgeld, Pass, Pflaster, einem zweiten Paar Socken und einem Paar Gummibadeschuhe, falls die Sandalen später nicht mehr über die Füße

passen. Ich gehe relativ leicht und zähle nicht mehr die Schritte bis zum nächsten Schluck. Mein neues Maß sind die Felsen am Wegrand, die einen kleinen Schatten werfen. In den kann ich jedes mal beim Trinken den Kopf halten, um der Überhitzung vorzubeugen. Da ich viel atme und schwitze merke ich nicht, wie stark ich steige. Im Gegensatz zu heimischen Gebirgen habe ich hier kein Gefühl für den Aufstieg. Plötzlich steht neben mir ein steinerner Laden. Die Tür ist offen, im kleinen Fenster in praller Sonne köchelt Cola in Glasflaschen. Ich taste mich ins Dunkel. Ich brauche nichts, aber ein Gebäude bietet Schatten. Ich setze mich ins leere, offene Haus auf den Teppich und ruhe aus, nehme Kopftuch ab und Sonnenbrille und wische mir den Schweiß vom Gesicht. Die Augen gewöhnen sich ans Dunkel. Mir geht es gut, ich fühle keinen Kopfschmerz. Ein Papierkorb steht bereit für meine zweite leere Flasche. Ich überlege, ob ich eine neue kaufen soll, aber es gibt nur heiße Coke, Flachmänner und Taschenlampenbatterien. Außerdem ist kein Verkäufer da.

Ich erschrecke über ein kleines Geräusch: Natürlich ist der Verkäufer da. Er schläft in der hinteren Ecke des Raumes auf dem Teppich. Erholt gehe ich weiter. Die Felsen werfen schon kleine Schatten auf meinen Weg, was mich vergnügt sein lässt. Ich muss durch eine Schlucht aus rot-gelbem Sandstein, die in den Berg geschnitten ist anstatt des gefährlicheren früheren Weges außen am Felsen entlang. Ich scheue mich da hindurch zu gehen, denn ich sehe nicht, wie lang die Gasse ist. Dann schelte ich mich: Ich bin nicht in der Zivilisation, ich bin in Arabien! Ich muss mich nicht fürchten im Sik. Wie schwer es ist, die alten Ängste abzulegen. In der Schlucht ist es kalt und ich muss lachen über diese Art *Kälte*. Ob mir die Hitze die Sinne verwirrt? Ich muss niemandem sagen, wie kalt mir der rotgoldene Schatten vorkommt. Ich trinke, gehe und bewundere die Farbspiele der Eisenschlieren im Sandstein.

Eine Stunde bin ich schon unterwegs, mir kommt es vor wie drei. Nun wendet sich der Weg und führt in Gegenrichtung am Felsen entlang, immer noch breit und mit fein geschichtetem Steinrand, damit die nächtlichen Bergsteiger nebeneinander gehen können. In der Wegkehre habe ich den ersten größeren Blick ins Tal: Unglaubliche Farben! Ich bin ziemlich hoch gekommen, habe kleinere Bergspitzen unter mir. Das Kloster sehe ich nicht, diese Kehre hat mich auf eine andere Seite des Berges gebracht. Schon bin ich beim *bathroom*: Kein Wasser, aber zwei vertrocknete Zypressen, drei sterbende Palmen, ein Oleander, der nicht mehr blühen kann. Eine Hütte lehnt an einem Felsen. Mehrsprachige Wegweiser liegen flach auf dem Boden. Nachts stiege ich unbemerkt über sie hinweg. Ich ruhe im Schatten der fast toten Bäume und trinke. Meine weiße Jacke ist überzogen von gelblichen Rändern, aber es

geht mir gut. Weder die Füße noch der Kopf machen sich unangenehm bemerkbar. Alles Gerede über die Gefahren der Hitze fällt von mir ab. Ich habe viel Zeit verloren und werde den Berg nicht schaffen, aber ich steige noch ein Stück Richtung Gipfel. Der Weg ist das Ziel. Das muss ich mir zwar einreden, denn ehrgeizig wie ich bin wäre mir natürlich der Gipfel als Ziel lieber. Ich schenke mir das Trinken. Vorerst folge ich absichtlich dem anderen Wegweiser, dem über das kleine Plateau um zu sehen, wohin der angezeigte Weg führt. Kaum traue ich meinen Augen: Ein vorromanischer, massiv gemauerter Bogen mitten in der Landschaft. Durch ihn führt abwärts eine Treppe. An ihrem Fuß, einige hundert Meter unter mir, liegt das Kloster mit Kirchturm und Moscheekuppel. In meinem Reiseführer steht nicht, dass es einen kurzen Weg gibt. Das ändert die Pläne für den Rückweg. Denn durch die zu erwartende Einsparung habe ich mehr Zeit für den Aufstieg zur Verfügung. Beglückt eile ich zum Aufstieg und laufe – unangenehme Überraschung – unbedeckten Kopfes einem Beduinen fast in die Arme. Wie kann ich nur, verführt von der relativen Kühle hier oben und der Einsamkeit, ohne Kopftuch herum laufen? Ich will ihn nicht in Verlegenheit bringen und ziehe mich sofort wieder an. Ob er hier oben wohnt? Oder ist er der vorhin noch schlafende Händler aus dem kleinen Laden? Alles ist steinig und kahl – dabei aber bunt und wunderschön. Können hier Menschen leben? Gab es hier bis vor kurzem noch Wasser, wenn hier große Bäume stehen? Ist es versiegt und hat ganze Familie zum Wegzug gezwungen? Ich weiß es nicht. Der Beduine jedenfalls sitzt auf einem flachen Stein und singt.

Ich gebe mir Mühe ruhig zu atmen und gleichmäßig weiter zu steigen. Das fällt mir nicht schwer; denn der Gedanke, den Berg doch noch zu schaffen, beschwingt mich. Auf einem nächsten Absatz überschaue ich die Wüste fast bis ans nächste Meer. Ein leeres, goldenes Paradies unter mir! Kein Baum, kein Strauch, kein Dorf; dafür die Unendlichkeit an Bergketten, Hügeln, Geröllwellen. So eine Fülle hinter einander liegender Ketten habe ich noch nie gesehen. Dazu die wundervolle Schroffheit! Es ist, als wäre dies mein Land: Befreiung, Jubel und Erstaunen, dass es das gibt. Ich möchte nichts trinken, weil ich alles habe, was ein Mensch an Glück haben kann, nichts muss verbessert werden.

Auf dem nächsten Plateau sehe ich, dass ich den Berg, den ich für *den Berg* hielt, neben mir habe, ein vorgelagertes Berglein, welches den Fremden vom Kloster aus täuscht. Hier oben wird der Weg schmal und windet sich an der Außenseite der dunklen Felsmasse entlang. Wie aus dunklen Basaltsäulen steht der Fels über mir. Sie strahlen Hitze ab, ein Zeichen, dass die Luft entfernt vom Fels schon viel kühler ist.

Der Weg geht sich hier leicht. Ein Beduine kommt mir mit einem Kamel entgegen. Ich bin verduzt, denn ich hatte hier tagsüber keine Menschen erwartet und ziehe mir sofort das verrutschte Tuch wieder auf die Haare. Auf dem Kamel leidet ein Holländer. Er empfiehlt mir dringend die Umkehr. Ich empfehle ihm abzusteigen, denn das Kamel tastet sich mit den Hinterbeinen über die Steinstufen, die es nicht sehen kann. Der Fremde erbricht sich bei dem Geschaukel.

Ich steige eine lange Treppe aufwärts. Die Wüste unter mir wird immer größer. Ich steige nun auf einer höheren Etage, eng am Felsen entlang. Verschiedene intensive Gefühle kommen und gehen; auch Angst, denn dicht über mir höre ich die Schreie riesiger Vögel. Stürzen sie sich auf mich? Ich ducke mich, schaue unter den schützenden Händen seitlich nach oben und sehe – nichts. Aber das Geräusch? Kommt es aus den Felsen? Tarnen sie sich an der hier dunklen Wand, nisten sie auf deren Vorsprüngen? Ich nehme die Arme vom Kopf. Ruhig schaue ich mich um und muss lachen über meinen Irrtum. Mindestens hundert Meter über mir jagen sich vier amselgroße, schwarz-rote Vögel. Die Luft ist so dünn und staubfrei, dass ihre Schreie so nah scheinen. Noch einmal inspiziere ich den harmlosen Raum über mir mit froher Vergeblichkeit. Wie schnell sich Hochgefühl und Angst hier abwechseln!

Mehr als drei Stunden sind vergangen, als ich am nächsten Wegweiser stehe. Ich bin richtig. Außer mir weiß niemand, wo ich bin. Es ist nicht möglich, vom Weg abzukommen. Tief unter mir sehe ich das wasserfreie *bath*, von oben erkenne ich die gartenartige Struktur, die es einst hatte. Es fehlt nur der Brunnen, den es wohl Jahrhunderte lang gab und der diesen Platz bewohnbar machte für Menschen. Hier gibt es wieder einen Müllkorb für meine dritte leere Flasche. Nun, an der Rückseite des Berges weht ein kaltes Lüftchen. Wie kalt *kalt* sein mag? 30 Grad? Ich weiß es nicht.

Beflügelt steige ich weiter. Ich wiege nichts, muss keinen Körper tragen, fliege aufwärts, komme den schönen schwarzroten Vögeln nahe. Zum Gipfel sieht es nicht mehr weit aus. Doch in der klaren Luft täuscht alles, Geräusch und Entfernung, Temperatur- und Zeitgefühl. Also voran, mit oder ohne Gipfelziel. Der Weg allein ist wichtig. Ich befinde mich oberhalb der von mir so genannten *Basaltpfeiler*. Ich bin stolz auf mich und bedauere, dass ich von den erlebten Emotionen kaum jemanden etwas erzählen können werde.

Wieso ist der Gipfel gegenüber höher? Ich dachte, dieser Berg ist der höchste der Halbinsel? Beeindruckend ist die Leere rundum. Ich sehe das Meer nicht, dafür aber zackige Berge, so wie ich sie als Kind gemalt habe, statt sanfter Höhenzüge. Die

Ferne ist hier nicht blau, sondern graubraun. Unter dem Leuchten des Himmels hört der erdige Farbton bis zum Horizont nicht auf. Im Winter soll es hier oben Eis und Schnee und kühle Farben geben, das ist nicht vorstellbar. Die vierte Stunde ist herum und ich bin noch immer nicht oben, trotzdem ich stetig gestiegen bin. Ich stehe auf einem Hochplateau. Der Gipfel verdeckt ein Stückchen meiner Aussicht, dennoch habe ich einen Rundblick von etwa 300 Grad: Siebenundzwanzig verschiedene Gebirgsketten zähle ich in den verschiedenen Richtungen, zählen statt zu erzählen. Ab hier ist der Weg wieder breit. Eine flache Treppe führt zum Gipfel. Kann es sein, dass ich hier aufgeben muss? Es fällt mir nicht leicht, so kurz unter dem Gipfel den Spruch vom Weg der das Ziel sei noch vor mir selbst zu verteidigen. Eigentlich will ich oben stehen und später allen sagen können, dass ich da oben war. Allein. Eine Viertelstunde steigen gönne ich mir noch. Die Treppe ab dem *bathroom* kann ich dann sicher schnell absteigen. Außerdem wird mein Fahrer nicht ohne mich zurück fahren, wenn ich mich verspäte. Deutsche Pünktlichkeit findet er vielleicht sowieso komisch. Besitzt er überhaupt eine Uhr? Ich steige weiter. Die Umkehr erfolgt scheinbar ganz kurz vor dem Gipfel. Wobei ich an jeder Kehre wieder denke, dass ich gleich da sein muss. Bin ich gescheitert? Nein, das wäre ein völlig falsches Wort für diesen überwältigenden Tag mit der Fülle an Gefühlen, an Ausblicken, an Gedanken. Was ist scheitern? Meint es, das Ziel nicht geschafft zu haben? Ich hätte es geschafft, hätte ich mich nicht zeitlich so verkalkuliert mit dem Fahrer und dem Sonnenuntergang. Oder wäre ich nicht so unersättlich gewesen wieder einmal beides zu wollen, das Kloster und den Berg. Immer will ich zu viel. Scheitert, wer zu viel vom Leben will? Was sähe ich oben, was ich noch nicht gesehen habe? In mir tobt der Widerstreit statt zwischen Ehrgeiz und Vernunft. Die letztere siegt. Ich trinke einen Schluck aus der letzten Flasche, mehr als Ritual denn aus Durst. Die Steine leuchten golden im schon abendlichen Licht der sinkenden Sonne. Ich beschließe, nicht gescheitert zu sein sondern gut auf dem Weg: durch die Wüste und zu mir.

Hier ist die Treppe, dort das Plateau mit dem letzten Wegweiser, dann der Blick ins *Bath*, der Pfad an der von mir so genannten *Basaltwand*. In dieser Richtung scheint der Steilabfall extrem. Es geht fast senkrecht abwärts, vier- oder fünfhundert Meter. Unten meine ich das Lädchen zu sehen, in dem ich ausgeruht habe. Es gibt keinen Felsvorsprung, an dem ich mich festhalten könnte. Der Weg scheint mir schmaler als beim Aufstieg. Zum Glück bin ich schwindelfrei. Auf einmal bin ich im tiefen Schatten, fast nächtlich kommt er mir vor nach der großen Helligkeit. Ich nehme die Sonnenbrille ab. Es ist früher Abend, kurz nach fünf. Ich knöpfe das Jäckchen auf,

denn nun bekomme ich auch ohne lange Ärmel keinen Sonnenbrand mehr. So treffe ich am *bath* ein und erschrecke, denn ein Mann ruft mich von hinten an. Den Beduinen habe ich nicht wahrgenommen, er ist in der Farbe des Felsens gekleidet und bedeutet mir, dass ich ihn in Verlegenheit bringe im ärmellosen Shirt. Es ist ein anderer Mann als der auf dem Hinweg. Schnell ziehe ich mich an. Ich ruhe einige Minuten, als ich den offensichtlich viel begangenen Platz und den wundervollen Bogen passiert habe. Es ist eine Illusion, diese Treppe schnell hinunter zu steigen. Jede Stufe ist anders hoch, anders breit, anders schräg. Der Fels glüht goldorange. Wahrscheinlich hat sich mein Bewusstsein verändert, ich bin in einer anderen Welt als meiner sonstigen: Betrunken von den Ausblicken, berauscht von der Einsamkeit. Ich habe Spaß an der Treppe, ein Riesenspielplatz. Wer hat diese Treppe gebaut? Warum steht davon nichts im Reiseführer? An einem zweiten Bogen raste ich wieder. Essen ist nicht nötig, ich sehe mich satt. Unter mir zeigt sich das Kloster, so schön dass mir der Atem stockt. Ich steige bedächtig hinunter, springe auch ein Stück, achte auf die Füße: *Psychomotorische Ansteuerung des Bodens* nennen das die Fachleute. Mir kommt das überspannt vor, Glück ist eine einfachere Beschreibung. Beim letzten kurzen Ruhen auf einem Felsblock fangen Glocken unter mir zu läuten an. Das ist unwirklich schön, denn ich bin nicht in einer europäischen Stadt, ich bin in der Wüste. Kirchenglocken! Ich kneife mich in den Arm, um zu spüren, ob ich zu Hause aus einem Reisetraum aufwache oder hier bin. Ich bin. Ein kurzer Schreck lässt mich aufstehen: Wenn es läutet muss es um sechs sein. Ich habe versprochen, pünktlich am Kloster stehen. Also steige weiter abwärts. Die Blöcke werden immer größer, oft rutsche ich sie hinunter, weil meine Beine nicht reichen. Nach wenigen Minuten komme ich unten an, umrunde die Klostermauer und betrete den leeren Busplatz. Langsam rollt mein Taxi auf mich zu.

Der Fahrer fragt nichts. Er fährt mich ungefragt zu einer hier so seltenen und fein vom Wind gerippten Sanddüne, die ich im Abendlicht fotografieren kann und zu der kleinen Oase, an welcher er schon auf dem Hinweg hielt um die Bäume zu begießen. Dort sind jetzt Beduinenfamilien in dem Garten beschäftigt, der mir so wenig als Garten erscheint. Die Sonne schickt dunkelrote, letzte Strahlen in der richtigen Fotorichtung auf die armseligen Palmen. Danach rasen wir ohne Stopp dem Meer zu bis eine Ziegenherde uns zum Halten zwingt. Die Hirtin, tief verschleiert, bettelt mich an. Ich habe nichts, was ich ihr geben könnte. Der Fahrer winkt sie zu sich und gibt ihr Brot und Streichhölzer. Sie schlägt den Schleier zurück, um sofort zu essen. Sie ist dreizehn, hat Hunger und lässt sich unverschleiert fotografieren.

Angelika Weirauch

März 2010